

fit für 2020

Neue Chancen für Kirche und Diakonie im Sozialraum!

Zukunftsgestalt unserer Kirche im Jahr 2020

Über die Zukunftsgestalt unserer Kirche im Jahr 2020 darf ich heute hier sprechen. – 2020. Eine Zahl wie der Titel eines Science-Fiction-Romans. Allerdings bringt der Lauf der Zeit es mit sich, dass all die futuristischen Jahreszahlen irgendwann unweigerlich der Vergangenheit angehören. „1984.“ „2001“. Längst passé. Und auch bis zum Jahr 2020 sind es gerade einmal sechs Jahre! Dafür braucht man nicht einmal ein Fernglas. Denn 2020 ist alles andere als fern. Und doch sind die kommenden sechs Jahre exakt der Zeitraum der – noch – neuen Synodalperiode. In diesen sechs Jahren können wir fortsetzen, was in den vorangegangenen Synodalperioden beschlossen wurde. Von je her richten unsere Synoden ihren Blick ja weit in die Zukunft der Kirche. Mit den Beschlüssen und Schwerpunktsetzungen von gestern und von heute sorgen sie für morgen und für übermorgen. Denn es ist uns Synodalen ein wichtiges Anliegen, dass auch die nachkommenden Generationen getrost in der Kirche zu Hause sein können – geistlich zu Hause in couragierten und glaubwürdigen Gemeinden. Wenn wir heute etwas beschließen, dann denken wir nicht nur bis 2020, sondern weit darüber hinaus. Mein Titel müsste also eher lauten: 2020 plus. Dieser Blick in die fernere Zukunft darf freilich nicht blind machen für das unmittelbar Bevorstehende und heute Notwendige. Und dieses heute Notwendige ist aus meiner Sicht insbesondere die Eröffnung neuer Chancen für Kirche und Diakonie im sozialen Nahraum.

Der soziale Nahraum ist ein Spiegelbild unserer Gesellschaft – zumindest ein Mosaikstein dieses Spiegelbilds. Er ist ein soziales Biotop. An ihm können wir beobachten, wie sich unsere Gesellschaft und unsere Umwelt verändern und wie sich mit ihnen auch die Bedingungen wandeln, unter denen Menschen handeln, ihr Leben gestalten und bewältigen. Dieses Biotop als Gestaltungsraum auch für Kirche und Diakonie wahr zu nehmen ist eine Herausforderung – und es ist unser Auftrag. Denn Kirche und Welt sind immer aufeinander bezogen. Sie sind nicht einfach Beobachter. Kirche und Diakonie agieren und reagieren selbst – flexibel und veränderungsbereit.

Veränderungsbereitschaft

Veränderungsbereitschaft ist ein reformatorisches Grundanliegen – und heute genauso aktuell wie vor 500 Jahren. Auch Martin Luther wollte seine Kirche ja erneuern – und zwar von innen her. Er führte sie an die Quellen des Evangeliums zurück. Er entdeckte das Evangelium wieder: als Botschaft der Befreiung und der Verantwortung. Das ist die Quintessenz von Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen: wir leben nicht aus uns selbst und nicht für uns selbst. Wir leben aus Christus und für unseren Nächsten, dem wir ein Christus werden sollen. Also sollen wir Kirche für Andere sein – Kirche für die Menschen und Kirche mitten in der Welt. Diese reformatorische Erkenntnis Martin Luthers hat gravierende Konsequenzen für unsere Kirche.

Wenn die Kirche im gesellschaftlichen Wandel eine lebendige Kirche an der Seite der Menschen bleiben will, dann muss sie sich aus dem Geist des Evangeliums permanent verändern und erneuern und darf nicht im Geist der Selbsterhaltung erstarren.

Wenn die Kirche diesen Geist der Selbsterhaltung überwindet, kann sie Kirche für Andere und damit diakonische Kirche werden.

Wenn die Kirche im Vertrauen auf Gottes Verheißung befreit ist von der ängstlichen Furcht um ihren eigenen Bestand, dann kann sie zuversichtlich auch in eine veränderte Zukunft aufbrechen. Denn die Kirche Jesu Christi hat Zukunft. Das heißt allerdings nicht, dass ihre Gestalt in dieser Zukunft die uns heute vertraute Gestalt sein muss.

Gespür für die Zukunft können wir aber nur entwickeln, wenn wir sensibel für die Gegenwart werden. Nichts anderes haben die alttestamentlichen Propheten getan. Sie sind ihrer Gegenwart schonungslos auf den Grund gegangen. Wenn wir uns als Kirche etwas von diesem prophetischen Geist bewahren wollen, müssen wir es den Propheten wenigstens ein wenig gleichzutun versuchen. Wir müssen lernen, die gesellschaftlichen Veränderungen seismographisch wahrzunehmen, die Strukturen in unserer Kirche zu durchleuchten, Bisheriges zu betrachten, kritisch zu überprüfen, weiter zu entwickeln und neue Strukturen und Abläufe zu testen. Und dies alles nicht um unserer Selbst, sondern um der Menschen willen.

Dass wir dabei immer auch Maßhalten und Haushalten müssen, versteht sich von selbst. Zur christlichen Verantwortungsethik gehört eben auch der verantwortungsvolle Umgang mit den Ressourcen, die uns als Kirche zur Verfügung stehen. Dazu zählen die finanziellen Ressourcen ebenso wie personellen Ressourcen: die Kräfte derer, die für ihre Arbeit in der Kirche bezahlt werden – und die Kräfte derer, die dafür nicht bezahlt werden.

Bilder von Kirche

Entscheidend und wesentlich für eine kraftvolle zukunftsfähige Gestaltung des Wandels unserer Kirche sind unsere Bilder von Kirche. Diese Bilder können uns auf dem Weg in die Zukunftsfähigkeit hemmen, wenn sie all zu nostalgisch eine Vergangenheitserfahrung von Kirche für das einzig Wahre und für das Maß aller Dinge halten. Diese Bilder können, wenn sie als Visionen an unserem Horizont stehen, die Zukunftsfähigkeit der Kirche aber auch befördern. Altbundeskanzler Helmut Schmidt meinte zwar bekanntlich, wer Visionen hat, solle zum Arzt gehen. In der Kirche jedoch will es mir eher als ein Zeichen von Krankheit scheinen, keine Visionen zu haben.

Zukunft ist übrigens nicht einfach Fortsetzung des Gegenwärtigen. Die großen Würfe der Erfinder, das revolutionär Neue in der Kunst, die Paradigmenwechsel in der Wissenschaft wurden kaum je geplant. Sie kamen vielmehr buchstäblich auf die Erfinderinnen und Erfinder zu. Sie stellten sich

eher ein, als dass sie kalkulierbar gewesen wären. Das Neue ist, wie die Philosophen sagen, „emergent“. Es entspringt auf schwer verstehbare und in Worte zu fassende Weise aus dem Alten. Wer kennt das nicht: plötzlich kommt es zu einer geringfügig veränderten Konstellation in einem System, in einer Organisation oder schlicht in einer abendlichen Unterhaltung – und auf einmal ist das Neue da.

Eines aber steht dennoch fest: wer keine Bilder des Neuen vor Augen hat, wird das Neue nicht erkennen können. Wem die Phantasie und der Sinn für Bilder einer ganz anderen Wirklichkeit fehlen, wird das Neue nicht sehen. Deswegen waren und sind Bilder – gerade auch literarische Phantasiebilder und Utopien – schon immer eine besondere Quelle der Inspiration für die Zukunftsgestaltung gewesen. Zukunftsvisionen haben Sinn, weil sie uns inspirieren und weil sie uns – so utopisch sie sein mögen – den Unterschied zwischen dem, was ist, und dem, was sein könnte, vor Augen führen und unsere Sinne und unseren Geschmack für die Zukunft wecken. Es hat also Sinn, nicht nur rational, funktional und vorausberechnend, sondern auch phantasierend und fasziniert Zukunftsvisionen zu entwickeln. Denken Sie an „Utopia“ von Thomas Morus oder an Jules Verne, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts seine Leser in seiner Science-Fiction-Literatur „Von der Erde zum Mond“, also in die Umlaufbahn unseres Erdrabanten, und „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer“, also auf den Grund des tiefsten Ozeangrabs unseres Planeten entführte! Unvorstellbare Reisen für die damalige Zeit! 1960 erreichten Jacques Piccard und Don Walsh den Grund des Marianengrabs. 1969 setzte Neil Armstrong als erster Mensch einen Fuß auf den Mond. Jules Vernes Zukunftsvisionen waren Realität geworden.

Oder denken Sie an Gene Roddenberry, auf den die Fernsehserie „Star Trek – Raumschiff Enterprise“ zurückgeht. Als die Serie 1966 zum ersten Mal gesendet wurde, waren viele der technischen Geräte der „Enterprise“ noch Wunschdenken. Heute gehören sie zur technischen Normalität unseres Alltags, wenngleich es mit dem Beamen und mit den interstellaren Raumflügen immer noch so eine Sache ist. Wenn Captain Jean-Luc Picard Briefings der Sternenflotte in seinem Büro liest, tut er dies in der Regel auf einem Tablet-Computer. Heute, knapp 350 Jahre vor der Gegenwart des fiktiven Weltraum-Kapitäns, ist diese Vision Realität: iPads gehören zum Alltag.

Ja – und auch die Bibel ist voll von Zukunftsbildern. Welche der Visionen des letzten Buches der Bibel, der Offenbarung des Johannes, wäre jemals Wirklichkeit gewesen oder geworden?! Gerade angesichts der finsternen Weltlage unserer Gegenwart stellt sich ja die Frage, ob die biblischen Visionen nicht einfach Wunschträume sind, und der neue Himmel und die neue Erde nicht ein Wolkenkuckucksheim blühender Phantasie sind. – Und dennoch: wie traurig und wie trostlos wäre unsere Welt und wie spirituell leer wäre unsere Kirche ohne die Kraft der biblischen Gegenweltbilder?! – Bilder des ganz Anderen setzen Energien und Kreativität frei. Ohne sie erschöpfen wir uns buchstäblich in der Verwaltung des Bestehenden, die leicht zur „Verwesung“ des Bestehenden werden kann.

Ich wünsche mir, dass wir die biblischen Visionen auch für die Zukunftsplanung unserer Kirche ernst nehmen und leuchten lassen. Ich wünsche mir, dass wir den Sinn für kreative Gegenweltbilder nicht aus den Augen verlieren. Ich wünsche mir, dass wir neben allen Erhebungen, Berechnungen und Prognosen nicht vergessen, dass es Visionen sind, von denen der Funke auf die Gestaltung und auf die Gestalt unserer Kirche überspringt. In den nächsten sechs Jahren sollten wir den Mut haben, nicht panisch auf die nackten Zahlen zu starren – etwa des sonntäglichen Gottesdienstbesuchs oder der zurückgehenden Kirchensteuereinnahmen und zunehmenden Kirchengaus-

tritte. Wir sollten vielmehr den Mut haben und die Chance nutzen, unseren Schwerpunkt stärker auf Ideen- und Visionsentwicklung zu legen, Denkräume der Phantasie und Kreativität zuzulassen, um so den Blick für das Jahr 2020 plus freizubekommen. Und wir sollten noch viel mehr Räume des Dialogs öffnen, in denen wir gemeinsam Ideen für die Zukunft unserer Kirche entwickeln und Weichen für sie stellen.

Sicherlich: wir müssen den demographischen Wandel im Blick behalten. Aber wir sollten das Nachdenken über die Veränderungen in der Kirche nicht von der Logik des Mangels und des Rückgangs von Zahlen geprägt sein lassen. Damit schnüren wir uns selbst die Luft ab und engen den Freiraum des phantasievollen Aufbruchs zu neuen Ufern ein. Angst lähmt. Und diese Lähmung hat dieselbe Konsequenz wie allzu gelassene Tatenlosigkeit. Im Übrigen: nicht, was der Kirche fehlt, bewegt zum Wandel, sondern das, was der Kirche geschenkt ist und was die Kirche ist: eine Gemeinschaft von begabten Menschen, die im Vertrauen auf Gott selbst die Potentiale ihrer Veränderung sind und von denen der Funke auf Andere überspringen kann.

Was ich soeben entfaltet habe, lässt sich auch mit den Worten der Bibel sagen. In Jesaja 43, 18ff heißt es:

„Denkt nicht mehr an das, was früher geschah, schaut nicht mehr auf das, was längst vergangen ist! Seht, ich schaffe Neues. Schon sprosst es auf. Merkt ihr es nicht? Fürwahr: ich schaffe in der Wüste einen Weg und Pfade in ödem Land. Preisen wird mich das Wild des Feldes, Schakale und Strauße, dass ich Wasser in der Wüste gab, um mein auserwähltes Volk zu tränken. Das Volk, das ich mir selbst gebildet habe, soll mein Lob verkünden.“

Und in Sprüche 29,18 ist sinngemäß zu lesen: „Ohne Vision verkommt das Volk.“

Ein Bild, eine Vision haben Sie mir mit dem Titel des Vortrags bereits vorgegeben. Es ist das Bild einer Kirche, die „fit“ ist.

„Survival of the fittest“

Der Begriff Fitness stammt ja eigentlich aus der Evolutionsbiologie Charles Darwins – und dort fühle ich mich als Biologin sehr zu Hause.

„Survival of the fittest“ – das verbinden viele Menschen sofort mit Darwin und verstehen darunter oft nur die körperliche Fitness. An dem Traum, dem Tod mit einem gesunden Körper davonlaufen zu können, verdienen viele Branchen viel Geld. Die Gesundheits- und Wellness-, die Sport- und die Freizeitindustrie boomen.

Aber „fit“ – das heißt eigentlich angepasst – und Darwin beobachtete in der Tat, dass dasjenige Lebewesen die meisten Überlebenschancen hat, das am besten an seine natürliche Umgebung angepasst ist – also etwa der weiße Alaskahase am Nordpol, der im Winter ein vollständig weißes Fell ausbildet und somit gut getarnt ist gegen Feinde. Aber auch das Gegenbild der Tarnung, der extrovertiert farbenprächtige, schöne Pfau, die Ikone der Evolutionsbiologen, hat überlebt!

Charles Darwin verknüpfte nicht nur den Begriff der Fitness, sondern auch der Schönheit mit seiner Theorie, die dem damaligen Zeitgeist perfekt entsprach. So publizierte Edmund Burkes 1756 eine philosophische Abhandlung zur Ästhetik der Schönheit unter dem Titel „A Philosophical Inquiry into the Origin of Our Ideas of the Sublime and the Beautiful“, und auch die Idee des politi-

schen Ökonomen Robert Malthus von der Überbevölkerung und Ressourcenknappheit lieferten dem Biologen Charles Darwin die entscheidende Idee für die These vom „Überleben des Fittesten“.

Geistesgeschichtlich wurde die Evolutionsbiologie fast nur im Sinne eines ökonomischen Konkurrenz- und Optimierungsprozesses interpretiert. Und diese Idee des oft abschätzig so genannten Sozialdarwinismus zieht sich bis in unsere Zeit und bestimmt den Grundsatz unseres Selbstverständnisses maßgeblich. Biologischer, technischer und sozialer Fortschritt werden – so scheint es – allein aus der Summe einzelner Egoisten geboren: In fortwährender Konkurrenz erschließen sich Arten (Firmen) ihre biologischen Nischen (Märkte) und erhöhen so ihre Überlebenschancen (Gewinnmargen), während weniger Angepasste und Schwächere (Ineffiziente) keine Überlebenschance haben (Konkurs). Die daraus entstandene Wirtschafts- und Bio-Metaphysik enthält jedoch weniger eine „objektive Weltbeschreibung“ als eine Überzeugung der Zivilisation von den in ihr obwaltenden wahren Gesetzmäßigkeiten. – Deren Logik, die Ratio hinter dem Wettkampf ums Überleben, ist immer exklusiv: Es geht darum, so viele Mitspieler wie möglich auszuschalten und sich das größte Stück vom Kuchen zu sichern.

Wer in unserer Gegenwart von „Fitness“ spricht, hat aber vermutlich nicht sofort den Sozialdarwinisten vor Augen, sondern ein sportliches, schlankes, durchtrainiertes, bewegliches, belastbares und widerstandsfähiges Individuum, das sich gesund ernährt und sein Leben unter das Gesetz der Selbstdisziplin stellt. Fitness drückt das Vermögen aus, im Alltag leistungsfähig zu sein und Belastungen standzuhalten. Menschen, die regelmäßig Sport treiben, haben eine um fünf Prozent gesteigerte Sauerstoffaufnahme. Es gibt offenbar einen Zusammenhang zwischen körperlicher und geistiger Fitness: *mens sana in corpore sano*. Körperlich fitte Menschen können Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden und flexibler auf geänderte Aufgabenstellungen reagieren. Das passt perfekt zu unserem Zeitgeist!

Ist die Vision einer Kirche, die „fit für 2020“ und darüber hinaus ist, nun auch ein Bild, das dem Zeitgeist geschuldet ist? Wie können wir guten Gewissens von einer fitten Kirche reden, ohne uns damit auch die sozialdarwinistische Fitnessideologie unserer Zeit einzuhandeln?

Auch in unserer Kirche gab es ein solches Fitness-Programm: die „Landesstellenplanung“. Sie sollte dort, wo Gemeinden gewachsen waren und Mangel litten an personeller Ausstattung, diesem Mangel abhelfen – während diejenigen Gemeinden, deren Mitgliederzahlen durch Wegzug oder aus anderen Gründen geschrumpft waren, ihr Personal entsprechend „abspeckten“. Es ging, um im Bild zu sprechen, um eine gleichmäßigere Verteilung der Reserven über den ganzen Körper. Das, so die Überzeugung, schaut nicht nur besser aus, sondern tut unserer Kirche gut, weil Transparenz im Blick auf Reserven, gerechtes Haushalten mit Finanzen und Maßhalten mit Kräften der Kirche die Beweglichkeit verschafft, die sie braucht. Diese Schlankheitskur stieß allerdings nicht nur und nicht überall auf Begeisterung, wie sicherlich nachvollziehen können. Trotzdem war es eine gute Maßnahme, die Fitness der ELKB zu stabilisieren.

Richtig ist: Fitness kann in unserer Kirche nicht allein durch Rationalisierung und Verschlankeung hergestellt werden, wenn sie ihrem Namen einer lutherischen Fitness Ehre machen will. Zur Beschreibung evangelisch-diakonischer Fitness ist das Paradigma der Ökonomie unzureichend, so sehr Kirche in der Welt immer auch Haushalten und vorsorgen muss.

Tauglicher zur Beschreibung einer fitten Kirche als Malthus' und Darwins Paradigma eines ökonomischen Optimierungswettkampfs auf Kosten Anderer nach dem Motto „Allein gegen Alle“ oder „Jeder gegen Jeden“ scheint mir das ökologische Paradigma: Ein Bild des Haushalten im eigentlichen Sinne – im Erhalten des Lebensraums mit Entfaltungsmöglichkeiten für alle. Das systemische Bild eines Biotops im ökologischen Gleichgewicht.

In der Ökologie des Lebensraums stehen eine Vielzahl unterschiedlicher Individuen und Arten in mannigfachen Beziehungen. Sie alle folgen dabei aber einem übergeordneten Gesetz. Denn langfristig hat nur dasjenige Verhalten Bestand, welches dem Ökosystem Produktivität ermöglicht und das Netz der Beziehungen nicht schlagartig zerstört. Das Individuum kann sich nur selbst verwirklichen, wenn sich das Ganze verwirklicht – und umgekehrt! Innerhalb dieser Korrelation von Teil und Ganzem realisiert sich ökologische Freiheit. Je tiefer und tragfähiger die Bezüge im Ganzen des Systems werden, desto mehr schöpferische und geborgenheitsstiftende Nischen bieten sich für die einzelnen Teilnehmer. Das ließe sich wunderbar mit einem Blick auf das geheimnisvoll verästelte, von technologischer Zerstörung bedrohte Ökosystem des Planeten Pandora in James Camerons Science-Fiction-Blockbuster „Avatar“, aber kontextgemäßer wohl mit dem Sprachbild des Apostels Paulus illustrieren, der von der Kirche als Leib mit vielen Gliedern spricht: Leib und Glieder der Kirche verwirklichen einander. Fitness des Einzelnen gibt es nicht ohne Fitness des Ganzen. Das Ganze ist – wie die Redewendung weiß – immer nur so stark und immer nur so fit wie das schwächste Glied, das durchaus das gesamte Ökosystem zum Umkippen bringen kann. – Sie merken: wer Kirche derart ökologisch versteht, muss um des Gleichgewichts des Ganzen – und um der Wahrheit und Schönheit des Ganzen willen – die Schwachen im Blick haben! Wahre Fitness kann daher nie Selbstdurchsetzung auf Kosten Anderer sein, sondern muss immer Sein für Andere, freie Selbstzurücknahme zugunsten Anderer und daher – voilà! – diakonische Fitness sein!

Vorhin deutete ich ja schon einen Zusammenhang von Fitness und Schönheit an. Die Schönheit, die uns aus der Werbung anstrahlt, ist gnadenlose, meist kalte, durch Selbstdisziplin und im Konkurrenzkampf des Jahrmarktes der Eitelkeiten gestählte Schönheit. Es ist jene Schönheit, die dem Evolutionstheorieverehrer Friedrich Nietzsche vorschwebte: die Schönheit des Stärksten und Vitalsten auf Kosten anderer. Für die Schönheit und für das Lebensrecht der Schwachen hatte Nietzsche bekanntlich nur Verachtung übrig. Anders Jesus. Anders die Bergpredigt. Die Schönheit des ökologischen Systems der Text- und Bildwelt des Neuen Testaments ist Schönheit, die sich durch Barmherzigkeit verwirklicht. Das Miteinander der Starken und Schwachen stärkt die Starken und die Schwachen.

Im 1. Brief schreibt der Apostel Paulus an die Gemeinde in Korinth (1. Kor. 27) ist zu lesen „...was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, dass er zu Schanden mache, was stark ist, und das Geringe und Verachtete hat Gott erwählt, das, was nichts ist“

Die Größe und Schönheit der Starken wird dort sichtbar, wo die Entfaltungsmöglichkeiten der Schwachen gestärkt werden und durch Empowerment und Befähigungsgerechtigkeit die Schönheit der Schwachen und damit die Schönheit des Ganzen noch sichtbarer wird. Vielleicht meint Fulbert Steffensky genau dies, wenn er von Schönheit als Lebensprinzip spricht und davon, dass Schönheit und Wahrheit zusammengehören.

Gerade in Krisen- und Mangelsituationen kann uns das Lebensprinzip der Schönheit einen unschätzbaren Vorteil verschaffen: Wenn wir das, was ist, das, was wir sind und das, was uns geschenkt ist, als schön erkennen, leben wir aus der Fülle, also aus einer positiven Grundhaltung

heraus, auch wenn wir gezwungen werden, unser bisheriges Verhalten in Frage zu stellen und uns neu auszurichten. Wenn wir dagegen nur defizitorientiert oder moralisch auf das schielen, was nicht ist, aber sein könnte und müsste, verlieren wir das Interesse und den Blick und die Wertschätzung für die Gegenwart. Diese Logik lässt sich sehr leicht auf unsere Vision der Kirche für das Jahr 2020 plus übertragen.

Wenn wir fragen: „Was wollen wir für die nächsten sechs Jahre und darüber hinaus?“, dann könnten wir antworten, wie wir immer antworten: „Austrittszahlen verringern. Eintrittszahlen erhöhen. Finanzielle und andere Statistiken, die gut aussehen, damit wir den Medien keine negativen Schlagzeilen liefern.“ Das alles sind hehre Ziele, aber sie sind vollständig bestimmt von der ökonomischen Logik des Mangels. Wenn wir ökologisch, also von der Fülle und von den Möglichkeiten des Ganzen her antworten würden, dann müssten wir demgegenüber sagen: „Wir wollen dem Evangelium Gestalt verleihen. Wir wollen Evangelium sein. Wir wollen in Worten und Taten Zeichen setzen und Zeugnis ablegen von der Schönheit eines Lebensprinzips. Wir wollen Andere zum Strahlen bringen und dadurch als Kirche auf Andere und in die Zukunft hinein ausstrahlen. So werden wir fit for future.“

Die f.i.t.-Projekte sind Best-Practise-Beispiele diakonischen Gemeindeaufbaus

„Fit for future“ – wenn Sie diese Wortkombination einmal googeln, dann landen Sie ziemlich schnell bei einem Link zu den f.i.t.-Projekten unserer Landeskirche – und dass diese Projekte Fitness und Schönheit miteinander verknüpfen, sehen Sie an dem schönen kleinen Buch, das als Dokumentation der f.i.t.-Projekte entstanden ist und das ich Ihnen nachdrücklich ans Herz lege und zur Lektüre und Betrachtung empfehle.

Wie ist dieses Buch entstanden? Es ist ein kreativer Antwortkatalog auf die Frage, wie Menschen aus ihrer Armut herausfinden können. Denn dies ist eine der Schlüsselfragen für die Zukunft unserer Kirche und unserer Gesellschaft. Hierfür hat die Landeskirche Geld in die Hand genommen und Rahmenbedingungen für die f.i.t.- Projekte gesetzt. „F.i.t.“ das steht für „Fördern – Initiativ werden – Teilhaben“. Und dies wurde zum Motto eines Ideenwettbewerbs für Gemeinden, die verpflichtend und mit Rückbindung an ihre Dekanate Kooperationen mit der institutionellen Diakonie vor Ort eingehen konnten. 60 sehr kreative Projekte sind daraus entstanden. Diese f.i.t-Projekte geben der Schönheit und Strahlkraft, aber auch dem Charakter unserer Kirche und ihrer Diakonie in die Gesellschaft hinein eine neue Qualität.

(Vorstellung ausgewählter Projekte)

Die f.i.t.-Projekte machen sichtbar, dass „fit machen“ aus christlicher Sicht heißt, aus Hilfsempfängern Gestalter und Gestalterinnen des eigenen Handelns werden zu lassen. Der Empowermentansatz des f.i.t.-Projekts „Hilfe zur Selbsthilfe“ stärkt Menschen, die in prekären Verhältnissen leben. Er hilft ihnen, ihrem Leben wieder Gestaltungskraft zu geben. Neues Selbstbewusstsein verbindet sich mit der Erfahrung, an gemeinschaftlichen Prozessen teilhaben und selbst etwas bewirken zu können. Denn Armut bedeutet nicht nur, kein Geld zu haben, sondern auch, von Selbstverwirklichungs- und Beteiligungsmöglichkeiten abgeschnitten zu sein.

Die f.i.t.-Projekte bringen eine neue Ökologie von Kirche und Gesellschaft zum Vorschein. Sie lassen Kirchengemeinden als Seismographen gesellschaftlicher Veränderungen erscheinen – Kirchengemeinden, die sich in den Stadtteilen mit den politischen Gemeinden verbinden und Netze von Stadtteil zu Stadtteil knüpfen, um Heimat zu bieten und Benachteiligte einzubinden in Bildung, in Beratung, in soziale Projekte, in Gesundheitsfürsorge, in Lebensführung und in Haushalte. Diese Verknüpfung hat erhebliche Folgen für das Gesicht der Kirchengemeinden.

Diakonische Kirchengemeinden leisten einen Beitrag für das Gemeinwesen, der auf kurzen Wegen und der Übersichtlichkeit kleiner Einheiten vor Ort, auf der Vielfalt von Begabungen unter den Gemeindegliedern und auf den ehrenamtlich wie hauptamtlich Tätigen beruht und auf der neuen Kooperation zwischen Gemeinde, diakonischer Spezial- und Großorganisation und der politischen Gemeinde aufbaut. Die f.i.t.-Projekte sind Best-Practise-Beispiele diakonischen Gemeindeaufbaus.

Denn Diakonie und Kirche, Diakonie und Gemeinde gehören zusammen. – Diakonie wird als Kernbereich kirchlicher Arbeit identifiziert und wertgeschätzt, wenn Menschen in unterschiedlichen Not- und Krisensituationen Hilfe brauchen – unabhängig davon, ob sie unserer Kirche angehören oder nicht. Doch die Diakonie hat sich aus den Gemeinden wegbewegt. Die von Jürgen Moltmann diagnostizierte „Entdiakonisierung der Gemeinde“, die durch die Aufgabe des Gemeindegliedersprinzips begann, wurde durch das Auseinandergehen von professionalisierter, spezialisierter und kommerzialisierter Diakonie auf der einen und einer auf die Funktionen Gottesdienst und Verkündigung beschränkten Gemeinde auf der anderen Seite verstärkt. Diakonie entwickelte sich zu einer marktorientierten Unternehmensdiakonie. Und Kirchengemeinden, die früher Träger der Sozialstationen waren, haben sich oft noch nicht an ihre neue Rolle gewöhnt, diakonische Profile zu entwickeln. Diese Entwicklung gemeindediakonischer Kompetenz durch Schärfung des diakonischen Profils der Gemeinden ist durch die f.i.t.-Projekte in 60 Kirchengemeinden unserer Landeskirche erfolgreich pionierhaft erprobt und eingeübt worden – mit konkreten Rahmenbedingungen, mit Geld, aber auch mit dem Freiraum der Gestaltung unter den Bedingungen vor Ort.

Durch die f.i.t.-Projekte als Steine des Anstoßes lässt sich der verheißungsvolle Weg der Verknüpfung von Diakonie und Gemeindeaufbau maßgeblich und bewusst fördern und entwickeln. Gemeinde wird dort gebaut, wo Menschen so leben, wie Jesus es vorgelebt hat, wo also die dienende Liebe den Umgang in der Gemeinde prägt, wo sich diese Liebe den Menschen zuwendet, die in Not sind und wo diese befähigende Liebe einen neuen Lebensstil prägt. Wo die Diakonie in einer Gemeinde fehlt, da lebt die Gemeinde an der Verkündigung Jesu, also an ihrer Bestimmung vorbei. Denn Diakonie baut Gemeinde, weil sie die Gotteserkenntnis vertieft. Für Jesus war das Predigen immer gepaart mit dem Heilen und mit der Sorge um die Seele. Wort und Tat waren für ihn nicht zweierlei, sondern zwei Seiten einer Medaille. So sendet Jesus seine Jünger denn auch aus, es ihm gleich zu tun: „Geht aber und predigt und spricht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt böse Geister aus. Umsonst habt ihr es empfangen. Umsonst gebt es auch.“ (Matth. 10, 7f)

„Ohne Vision verkommt das Volk.“

„Ohne Vision verkommt das Volk.“ – Dieses Wort aus dem Buch der Sprüche habe ich in meinem Plädoyer am Anfang meines Vortrags zitiert. – Welche Vision von Kirche, welches Bild von Kirche 2020 plus entsteht nun nach all dem Gesagten vor meinem geistigen Auge, wenn ich meinen Tagträumen freien Lauf lasse?

Es ist die Vision einer beheimatenden, einladenden und überzeugenden Kirche – einer Kirche, die zu den Menschen geht und die das Evangelium den Vertrauten und den Suchenden, den Fragenden und den Fernstehenden, den Zweiflern und den Hoffenden so sagt, dass es Herz und Seele berührt.

Es ist die Vision, dass all diese Menschen vom Evangelium so berührt werden, dass sie aufstehen und eigenverantwortlich ihrer Wege gehen und ihrer Kirche Gestalt verleihen – eine Gestalt, die auf Andere, auch auf künftige Generationen ausstrahlt.

Es ist die Vision einer erhebenden und erbauenden Kirche – einer Kirche, die Anderen aufhilft und diese, wenn dies möglich ist, so stärkt, dass sie wieder für sich selbst sorgen können. Eine Kirche, die nicht nur dem aufhilft, der unter die Räuber gefallen ist, sondern präventiv schon dafür sorgt, dass niemand unter die Räuber fällt.

Eine Kirche, die spürbar ihre Kraft, ihre Ideen, ihre Visionen aus der Quelle Gottes, seinem Wort und seiner Freundlichkeit schöpft.

Herzlichen Dank!

*Vortrag auf der Mitgliederversammlung des Diakonischen Werkes Bayern,
am 14.10.2014 in Nürnberg*

*Dr. Annekathrin Preidel
Präsidentin der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
Katharina-von-Bora-Str. 11
80333 München*